

Sander · Bedeutung als Gebrauch



Thorsten Sander


# Bedeutung als Gebrauch

Zur Form einer  
konventionalistischen Semantik

mentis  
PADERBORN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem  
und alterungsbeständigem Papier  ISO 9706

© 2018 mentis Verlag  
Jühenplatz 1–3, 33098 Paderborn, Germany  
[www.mentis.de](http://www.mentis.de)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich  
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zulässigen Fällen ist ohne vorherige  
Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany  
Einbandgestaltung: Anna Braungart, Tübingen  
Wissenschaftlicher Satz: satz&sonders GmbH, Dülmen ([www.satzundsonders.de](http://www.satzundsonders.de))  
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten  
ISBN 978-3-95743-125-7 (Print)  
ISBN 978-3-95743-770-9 (E-Book)

# Inhaltsverzeichnis

VORWORT .....	7
1 EINLEITUNG .....	9
1.1 Wörter und Geräusche .....	9
1.2 Die heutige Angebotslage im Überblick .....	16
1.3 Der Weg und das Ziel .....	26
2 REALISTISCHE UND BESCHIEDENE THEORIEN .....	35
2.1 ›Fido‹ und Fido – der Referentialismus .....	38
2.2 Der Standard: Wahrheitskonditionale Ansätze .....	50
2.3 Das Manifestationsargument .....	66
2.3.1 Das »Erfassen« von Wahrheitsbedingungen .....	70
2.3.2 Ein Problem des orthodoxen Anti-Realismus .....	76
2.3.3 Partielles und vollständiges Verstehen .....	87
2.4 Wahrheitsbedingungen, Bivalenz und Transzendenz .....	90
2.4.1 Anti-realistische Wahrheitsbedingungen .....	90
2.4.2 Dummetts Argument in malevolenter Lesart .....	96
2.4.3 Dummetts Argument in benevolenter Lesart .....	99
2.5 Die Paradoxie der Wißbarkeit .....	102
2.5.1 Erste Intuitionen .....	105
2.5.2 Logischer Revisionismus .....	108
2.5.3 Bescheidenheit für Konstruktivisten .....	114
3 INTENTIONEN .....	117
3.1 Der intentionalistische Grundgedanke .....	118
3.2 Das Gricesche Grundmodell .....	123
3.2.1 »Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?« (Searle) . .	127
3.2.2 Das Bridge-Spiel mit dem Chef (Stampe, Strawson) .....	129
3.2.3 »It's a Long Way to Tipperary« (Schiffer) .....	131
3.2.4 Eine Pluralität von Kommunikationsbegriffen? .....	134
3.3 Sind Grice' Absichten notwendig? .....	139
3.4 Ein Zirkel? .....	148
3.5 Intentionalismus und Konventionalismus als komplementäre Theorien? .....	158
4 INFERENZEN .....	165
4.1 Die inferentialistische Grundidee .....	166

4.2	Hyperinferentialismus und Spracheintrittsregeln . . . . .	173
4.3	Harmonie . . . . .	189
4.4	Wie fundamental sind Behauptungen? . . . . .	197
4.5	Inferentialismus und Analytizität . . . . .	206
5	PROZEDUREN . . . . .	223
5.1	Regeln und sprachliches Handeln . . . . .	225
5.1.1	Regulative und konstitutive Regeln . . . . .	226
5.1.2	Der handlungsleitende Charakter von Regeln . . . . .	232
5.1.3	Gründe für sprachliche Handlungen . . . . .	236
5.1.4	Erlaubnisse . . . . .	242
5.2	Konventionen I: Performatorenregeln . . . . .	245
5.3	Konventionen II: Absichten . . . . .	253
5.4	Semantische Aspekte: Sinn, Bedeutung und Färbung . . . . .	257
	LITERATUR . . . . .	265
	PERSONENREGISTER . . . . .	277

# Vorwort

Die vorliegende Arbeit ist die überarbeitete Fassung eines Textes, der 2008 vom Fachbereich Geisteswissenschaften der Universität Duisburg-Essen als Habilitationsschrift angenommen wurde. Für Hinweise, Anregungen und Verbesserungsvorschläge zum Text (oder zu Teilen des Textes) danke ich A. Aaronson, C. F. Gethmann, D. Hartmann, A. Knevels, O. Petersen, S. Reining, S. Roski, T. Spitzley, P. Stekeler-Weithofer und J. Zykowski.





# 1

## Einleitung

Wir mögen glauben, Rede sei verschieden vom Tschilpen junger Vögel – doch gibt es wirklich einen Unterschied zwischen ihnen?

ZHUANGZI

### 1.1 Wörter und Geräusche

Wenn in der heutigen Sprachphilosophie der Versuch unternommen wird, eine Frage zu artikulieren, die *die* Grundfrage der Bedeutungstheorie darstellt, so findet man nicht selten Formulierungen der folgenden Art:

By virtue of what does any mark or sound, or sequence of them, come to have a given meaning? (Schiffer 1987, 2; ähnlich Searle 1969, 43; Horwich 2005, v.)

»Wie ist zu erklären, daß manche Geräusche nicht *bloße* Geräusche sind, sondern auch noch eine Bedeutung haben?« So harmlos eine solche Frage auf den ersten Blick auch erscheinen mag; als unproblematisch kann sie schon deswegen nicht gelten, weil hier ein bestimmtes Problematizitätsgefälle unterstellt wird: Während – so die zugrundeliegende Annahme – jedermann weiß, was man unter einem ›Geräusch‹ oder einem ›Gekritzel‹ zu verstehen hat, ist das Phänomen der Bedeutung nicht nur problematisch (dies wird natürlich jeder an Fragen der Bedeutung interessierte Sprachphilosoph sofort konzedieren), sondern *problematischer* als ein »natürliches« Phänomen wie etwa ein Geräusch.

Daß die Frage, wodurch ein bloßes Geräusch zu einem bedeutungsvollen Wort wird, methodologisch in einem gewissen Sinne naiv ist, wird – weit vor der Entwicklung »moderner« Bedeutungstheorien – bereits von Heidegger herausgestellt (wobei er zugleich die Unterscheidung von »reinen« Empfindungen und deren Deutung attackiert):

Es bedarf schon einer sehr künstlichen und komplizierten Einstellung, um ein ›reines Geräusch‹ zu ›hören‹. Daß wir aber zunächst Motorräder und Wagen hören, ist der phänomenale Beleg dafür, daß das Dasein als In-der-Welt-sein je schon beim innerweltlich Zuhandenen sich aufhält und zunächst gar nicht bei ›Empfindungen‹, deren Gewühl zuerst geformt werden müßte, um das

Sprungbrett abzugeben, von dem das Subjekt abspringt, um schließlich zu einer ›Welt‹ zu gelangen. [...]

Auch im ausdrücklichen Hören der Rede des Anderen verstehen wir zunächst das Gesagte, genauer, wir sind im Vorhinein schon mit dem Anderen bei dem Seienden, worüber die Rede ist. Nicht dagegen hören wir zunächst das Ausgesprochene der Verlautbarung. Sogar dort, wo das Sprechen undeutlich oder gar die Sprache fremd ist, hören wir zunächst unverständliche Worte und nicht eine Mannigfaltigkeit von Tondaten. (Heidegger 1927, 164)<sup>1</sup>

Aus einer normalen – und eben nicht »künstlichen« – Einstellung heraus wird man in der Tat sagen wollen, daß das Hören von (bedeutungsvollen) Worten eines Kommunikationspartners jedenfalls nicht problematischer ist als die Rede von Geräuschen, Tintenklecksen oder Kreidehügeln. Das bedeutungsvolle Reden ist sogar ein an »Ursprünglichkeit« kaum zu überbietendes Phänomen: Selbst wenn wir uns in einer rein physikalischen Sprache bewegen, die solche *Ausdrücke* wie ›Bedeutung‹, ›Meinen‹, ›Wort‹ oder dergleichen nicht enthält, unterstellen wir *praktisch*, daß die Ausdrücke einer solchen Sprache wie etwa ›Geräusch‹ eben nicht bloße Geräusche sind, sondern Wörter. Das bedeutungsvolle Reden ist – im Gegensatz zum Geräusche-Produzieren – in einer gewissen Weise »unhintergebar«.<sup>2</sup>

Der Fragesatz ›Was unterscheidet das Wort vom bloßen Geräusch?‹ ist allerdings noch aus einem weiteren Grund tendenziell problematisch: Die so gestellte Frage kann gleichsam einen Sog in Richtung zweier verschiedener, aber gleichermaßen problematischer Antwortstrategien erzeugen. *Einerseits* kann der Eindruck entstehen, daß das Aussprechen von Ausdrücken erst dann zu einem genuinen Reden wird, wenn etwas *von außen* hinzutritt und den Geräuschen eine Bedeutung verleiht, daß es etwa »das geistige Meinen [ist], das den Satz belebt« (Wittgenstein, PU, § 592). Ein solcher Gedanke findet sich in einer bestimmten Spielart im semantischen Intentionalismus

<sup>1</sup> Vgl. zum Verhältnis von Laut und Wort auch Husserls in manchen Punkten ähnliche Überlegungen zur »innig verschmolzene[n] Einheit« (Husserl 1901, 39, LU II, § 10) von »Ausdruckserscheinung« und »Bedeutungsintention«.

<sup>2</sup> Aufgrund der These, die Rede von »Wörtern«, »Propositionen« usw. sei *nicht problematischer* als die Rede von »Tintenklecksen«, »Sätzen« usw. ist man keineswegs gezwungen, die *Unterscheidung* etwa zwischen Sätzen als sprachlichen Vehikeln und den durch sie ausgedrückten Propositionen zurückzuweisen. Eine solche These schreibt Dummett (2004, 11) Putnam und Anscombe zu: Die Unterscheidung sei aufzugeben, weil wir *direkt* die Bedeutung in den Wörtern erfassen und nicht zunächst bloße Sätze hören, die wir in einem zweiten Schritt interpretieren. Ähnliche Überlegungen finden auch sich im Rahmen von McDowells Plädoyer für eine bescheidene Bedeutungstheorie (vgl. auch Kap. 2.2). McDowell zufolge verfügen wir über einen »perceptual access to the concepts expressed in performances in a familiar language« (1997, 117) und damit über die Fähigkeit »to hear others' thoughts in their words« (1987, 104–105)

(vgl. Kap. 3), und noch deutlicher in Searles Überlegungen, denen zufolge sich ein »chinese room«, der bestimmte Symbole so geschickt manipuliert, daß er von außen betrachtet so etwas wie sprachliche Kompetenz aufzuweisen scheint, von einem kompetenter Sprecher der chinesischen Sprache eben durch das Fehlen eines »Geistes«, durch den semantische Gehalte überhaupt erst in der Welt kommen, unterscheidet (Searle 1992, 62).

Lehnt man derartige Theorien ab, so ist man keineswegs auf die These verpflichtet, es gebe keinen Unterschied zwischen dem Reden und der Produktion von Geräuschen, die sich genauso anhören wie Wörter einer Sprache, denn dieser Unterschied muß nicht unbedingt durch etwas konstituiert werden, was zum Äußern von Ausdrücken als etwas kategorial Verschiedenes *hinzutritt*, wie es von der gängigen »Formel« ›Wort = Geräusch + x‹ suggeriert wird. Vertritt man etwa eine inferentialistische Semantik (vgl. Kap. 4), so unterscheidet sich das ›rot‹-Krächzen eines Papageis von dem ›rot‹-Sagen eines normalen Sprechers nicht dadurch, daß in dem Sprecher parallel zu dem bloßen Äußerungsakt noch etwas anderes stattfände, sondern dadurch, daß das ›rot‹-Sagen Teil eines Netzes anderer Äußerungen (wie ›farbig‹-Sagen) ist.

*Andererseits* kann – gerade angesichts des Umstandes, daß anscheinend allenfalls reichlich mysteriöse Vorgänge wie »bedeutungsverleihende Akte« in der Lage wären, den toten Ausdrücken Leben einzuhauchen – der Gedanke aufkommen, das Reden als ein nicht normativ zu beschreibendes, bloßes Naturphänomen zu betrachten, also Worte und Geräusche in einem gewissen Sinne zu assimilieren. Einer solcher naturalistischen Konzeption zufolge steht die sprachliche »Repräsentation« eines Sachverhaltes durch einen Satz oder die »mentale Repräsentation« durch eine Überzeugung grundsätzlich auf einer Stufe mit natürlichen Korrelationsbeziehungen wie etwa der zwischen den Ringen eines Baumes und dessen Alter (für das Beispiel vgl. Tye 1995, 100–105). Die sprachlichen »Normen«, deren Existenz der Naturalist nicht einfach leugnen kann, lassen sich dann als nicht genuin evaluativ deuten: »They are much like those norms of function and behavior that account for the survival and proliferation of biological species. Broadly speaking, they are biological norms.« (Millikan 2005, VI)

Um diesen möglicherweise problematischen Präsuppositionen und dem Sog in Richtung Psychologismus oder Naturalismus aus dem Weg zu gehen, ist es empfehlenswert, die Frage(n), auf die die Bedeutungstheorie eine Antwort geben soll, nicht im Rückgriff auf den Satz ›Was *unterscheidet* semantisch gehaltvolle Gebilde *von* bloßen Naturphänomenen?‹ zu artikulieren, sondern in einer möglichst neutralen Weise, nämlich schlicht als Frage nach der adäquaten *Explikation* solcher Ausdrücke, mit denen wir über den »Gehalt« einer Äußerung sprechen. Dabei geht es – entgegen dem durch den Ausdruck ›*Bedeutungstheorie*‹ erzeugten Anschein – keineswegs nur um den

Ausdruck ›Bedeutung‹, sondern um ein ganzes Bündel von Wörtern, die sich jedoch unproblematisch in zwei größere Gruppen einteilen lassen.

*Auf der einen Seite* steht das *akteursbezogene* semantische Vokabular, mit dem wir einer Person zuschreiben, daß sie bestimmte Gehalte »erfaßt« hat. Hier läßt sich noch einmal differenzieren zwischen Ausdrücken wie ›meinen‹, die sich auf die aktive Seite sprachlicher Kompetenz beziehen, und solchen Ausdrücken wie ›verstehen‹, die es (primär) mit der passiven Seite zu tun haben. Auf der Liste der zu analysierenden Redemittel stünden dann – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – unter anderem:

- (1.a) Ein Sprecher a *kennt die Bedeutung* eines Ausdrucks b<sup>3</sup>
- (1.b) Ein Sprecher a *meint etwas mit* einem Ausdruck b
- (1.c) Ein Hörer a *versteht* einen Sprecher b
- (1.d) Ein Hörer a *versteht* eine Äußerung b
- (1.e) Ein Hörer/Sprecher a *versteht* eine Sprache b

Je nachdem, wie man die Grenze zwischen Semantik und Pragmatik genau zieht (und dies ist für den Gebrauchstheoretiker ein nicht triviales Problem; vgl. Kap. 5.4), wären gegebenenfalls noch weitere Termini anzuführen, die sich auf den »latenten«, nicht explizit artikulierten Gehalt bestimmter Äußerungen beziehen.

- (1.f) Ein Sprecher a *präsupponiert* mit einer Äußerung b, daß q
- (1.g) Ein Sprecher a *impliziert konversational* mit einer Äußerung b, daß q

*Auf der anderen Seite* gibt es semantische Termini, die sich nicht auf einzelne Akteure beziehen, sondern mit denen wir den *intersubjektiven* bzw. *konventionalen* Gehalt bestimmter Ausdrücke thematisieren. Hierzu zählen vor allem die Ausdrücke ›Sinn‹ und ›Bedeutung‹ (in ihrer Fregeschen Verwendungsweise bzw. alternativ die jeweils wenigstens *sinnähnlichen* Ausdruckspaare ›Bedeutung‹ vs. ›Referenz‹ oder ›Intension‹ vs. ›Extension‹):

- (2.a) Der Ausdruck a hat einen so und so beschaffenen *Sinn*
- (2.b) Der Ausdruck a hat eine so und so beschaffene *Bedeutung*
- (2.c) Der Ausdruck a und b sind *sinngleich*
- (2.d) Der Ausdruck a und b sind *synonym*<sup>4</sup>
- (2.e) Der Ausdruck a und b sind *bedeutungsgleich*

<sup>3</sup> Der Ausdruck ›Ausdruck‹ ist hier so zu verstehen, daß sowohl – wie üblich – subsententiale Ausdrücke wie Prädikatoren oder logische Operatoren als auch komplexe Ausdrücke wie ganze Sätze unter ihn fallen.

<sup>4</sup> Die Unterscheidung von Sinnlichkeit und Synonymie erfolgt hier im Hinblick auf die Philosophie Freges, für den ja etwa die Ausdrücke ›Hund‹ und ›Köter‹ sinnlich (wenn auch färbungsverschieden) sind und die man kaum als Synonyme bezeichnen würde.

(2.f) Der Ausdruck a ist *sinnvoll* bzw. *sinnlos*<sup>5</sup>

Wie bei dem akteursbezogenen semantischen Vokabular sind (wenigstens zwei) weitere Explikations-Kandidaten aufzuführen, die allerdings von vielen nicht als genuin semantisch, sondern eher als pragmatisch bzw. psychologisch eingestuft werden. Wiederum in Fregescher Terminologie:

(2.g) Der Ausdruck a hat eine so und so beschaffene *Färbung*

(2.h) Der Ausdruck bzw. die Äußerung a hat eine so und so beschaffene *Kraft*

Neben den terminologischen Feldern um ›meinen‹ und ›verstehen‹, ›Sinn‹ und ›Bedeutung‹ sowie den eventuell pragmatischen oder psychologischen Ausdrücken ›Kraft‹ und ›Färbung‹ sind zwei weitere Kandidaten für bedeutungstheoretische Termini zu erwähnen, von denen viele Autoren meinen, man könne insbesondere das im engeren Sinne semantische Vokabular – (2.a)–(2.f) – im Rückgriff auf diese klären, nämlich die Ausdrücke ›Wahrheit‹ und ›Wahrheitsbedingung‹:

(2.i) Der (komplexe) Ausdruck a ist *wahr*

(2.j) Der (komplexe) Ausdruck a hat eine so und so beschaffene *Wahrheitsbedingung*

Das metasprachliche Prädikat ›... ist wahr‹ gilt nun gemeinhin geradezu als Paradigma eines semantischen Ausdrucks, und auf der Basis realistischer Grundannahmen ist eine solche Einstufung auch überaus naheliegend. So verwendet etwa Tarski ganz ähnlich wie spätere Autoren wie Carnap (1942, 8–11) wie auch einem Großteil der orthodoxen Semiotik den Ausdruck ›Semantik‹ im Sinne der »Gesamtheit der Betrachtungen [...], die sich auf diejenigen Begriffe beziehen, in denen [...] gewisse Zusammenhänge zwischen den Ausdrücken einer Sprache und den durch sie angegebenen Gegenständen und Sachverhalten ihren Ausdruck finden.« (Tarski 1936, 350) So verstanden ist ›Wahrheit‹ (wenigstens in der – so Tarski – »klassischen [d. h. korrespondenztheoretischen] Auffassung«) ebenso wie die Ausdrücke ›bezeichnen‹ oder ›erfüllen‹ ein mustergültiger Terminus der Bedeutungstheorie. Verkoppelt man die in Tarskis Bemerkung artikulierte Kernintuition der realistischen

<sup>5</sup> Seit dem Niedergang des logischen Empirismus sind Überlegungen zur Unterscheidung von sinnvollen und (nicht bereits aus syntaktischen Gründen) sinnlosen Ausdrücken ein wenig aus der Mode gekommen; gleichwohl dürfte es sich hier um ein zentrales bedeutungstheoretisches Problem handeln, das überdies für die Philosophie insgesamt von hoher praktischer Relevanz ist. Für jüngere Diskussionsbeiträge, die sich zur Abgrenzung von Sinn und Unsinn *nicht* auf allzu starke verifikationistische Prinzipien stützen, vgl. insbesondere Peacocke 1992, 199–226 (Kapitel »Illusions of Content«), aber auch Dummetts (1991, 280–300) auf beweistheoretische Überlegungen zurückgreifende Kritik an der klassischen Logik.

Semantik nun noch mit dem heute vielfach für plausibel gehaltenen Satzholismus, dem zufolge Sätze und nicht etwa subsententiale Ausdrücke die »primären« Bedeutungsträger sind, gelangt man sogar recht schnell zu der sehr viel stärkeren These, daß Wahrheit nicht nur einen, sondern *den zentralen* semantischen Begriff darstellt: Wenn Wahrheit – so Davidson – »the most obvious semantic property of sentences« ist und man sich zugleich auf eine semantische »top down analysis« festlegt (die von ganzen Sätzen oder Äußerungen ausgeht), erweist sich »truth as the essential semantic concept« (Davidson 2005, 2).

Vor dem Hintergrund gebrauchstheoretischer (oder allgemein: nicht-realistischer) Konzeptionen, die ja gerade auf dem Gedanken basieren, daß semantische Gehalte nicht (primär) durch Wort-Welt-Relationen gestiftet werden, sondern vielmehr durch bestimmte Aspekte unseres Handelns, ist hingegen kaum zu sehen, inwiefern der Begriff der Wahrheit bedeutungstheoretisch besondere Relevanz besitzen sollte. Nur gebrauchstheoretische Ansätze, die sich – wie der klassische Verifikationismus oder auch der orthodoxe moderne Anti-Realismus – an *kognitiven* Sprachspielen orientieren und damit die Pointe einer »echten«, an Wittgenstein orientierten Gebrauchstheorie verfehlen, werden dem Begriff der Wahrheit einen theoretisch zentralen Platz zuweisen und dabei ›Wahrheit‹ entweder – wie Davidson – als einen mehr oder minder unproblematischen *Grundbegriff* der Semantik auffassen oder – wie Dummett – die Begriffe der Bedeutung und der Wahrheit als nur zusammen zu erklärendes terminologisches Cluster einstufen (vgl. Dummett 2004, 39).

Ob und inwieweit der Begriff der Wahrheit eine Rolle in der philosophischen Semantik spielen sollte, hängt somit von der Frage ab, ob eine realistische Semantik der Wahrheitsbedingungen oder eine verifikationistische Semantik tragfähige Konzeptionen darstellen. Beide Theorien werden im folgenden noch ausführlicher untersucht werden – der Realismus in Kap. 2; der Verifikationismus v. a. in Kap. 2.3 und Kap. 4.1. Hier sei nur schon darauf hingewiesen, daß beide Theorien – gerade *weil* sie den Begriff der Wahrheit(sbedingung) in das Zentrum der Semantik rücken – erhebliche Probleme haben, den verschiedenen illokutionären Modi angemessen Rechnung zu tragen (vgl. auch Kap. 4.4). Im Hinblick auf den Verifikationismus drängt sich ferner der Verdacht auf, daß dieser das dominante Paradigma der wahrheitskonditionalen Semantik ein wenig zu ernst nimmt und mit einer Semantik der *Behauptbarkeitsbedingungen* den wahrheitskonditionalen Ansatz einer bloß äußerlichen Pragmatisierung unterzieht. Wie aber noch zu zeigen sein wird, ist die Kenntnis von (realistisch wie auch anti-realistisch verstandenen) Wahrheitsbedingungen weder notwendig noch hinreichend für die Kenntnis der Bedeutung eines Satzes: Im Fall unentschiedener Sätze, bei denen völlig unklar ist, wie ein Beweis auszusehen hätte, ist es völlig unplausibel, das

Erfassen der Bedeutung solcher Sätze als Kenntnis von deren Behauptbarkeitsbedingungen zu konzipieren; und selbst wenn man über einen Beweis für einen Satz  $\Gamma$  verfügt, kann es sein, daß uns nach wie vor bestimmte Aspekte der Bedeutung von  $\Gamma$  (nämlich diejenigen, die sich auf die theoretischen Konsequenzen beziehen) unbekannt sind (vgl. wiederum Kap. 2.3).

Schließlich ist noch ein letztes Explikandum anzuführen, der Begriff der Sprache:

(2.k) *a ist eine Sprache*

Der Ausdruck ›Sprache‹ ist insofern ein aussichtsreicher Kandidat für den hier tentativ zu erstellenden Index zu analysierender Ausdrücke, weil man mit dem Begriff der Sprache lediglich auf einer höheren und abstrakteren Ebene über Bedeutungen zu sprechen scheint: Wenn L eine Sprache ist, dann sind die Zeichenketten, die nach den syntaktischen wie auch semantischen Regeln von L gebildet sind, Bedeutungsträger; und umgekehrt scheint ein graphisches oder phonetisches Gebilde kein Bedeutungsträger sein zu können, wenn dieses Gebilde nicht nach den Regeln einer Sprache (unter Einschluß von Fachsprachen, Soziolekten usw.) produziert worden ist. Ein derart enger Konnex zwischen dem Begriff der Sprache und dem der Bedeutung würde zwar verständlich machen, warum die Bedeutungstheorie von vielen für den Kern der Sprachphilosophie gehalten wird<sup>6</sup>, ist aber keineswegs unumstritten: Intentionalisten werden zwar die eine Richtung der Äquivalenz (›Was zu einer Sprache gehört, ist ein Bedeutungsträger‹) als richtig akzeptieren, die andere jedoch (›Was ein Bedeutungsträger ist, gehört zu einer Sprache‹) unter Hinweis auf die bedeutungsverleihende Kraft individueller Absichten zurückweisen (vgl. Kap 3), und radikal anti-normativistische Theoretiker wie Davidson sprechen sich sogar für einen »Sprach-Nihilismus« aus, dem zufolge dasjenige, was Philosophen sich unter einer Sprache vorstellen, schlicht nicht existiert – natürlich ohne damit bestreiten zu wollen, daß es Äußerungen mit einer Bedeutung gibt.<sup>7</sup>

Wie nun die Frage nach der Relevanz des Wahrheitsbegriffs für die Bedeutungstheorie auf engste mit *einer* sprachphilosophischen Großkontroverse, nämlich der zwischen semantischen Realisten und Pragmatisten, verbunden ist, so hängt die Relevanz des Ausdrucks ›Sprache‹ wesentlich von der Position in einer *anderen* zentralen Debatte – der zwischen Konventionalisten und Intentionalisten – ab. Während Konventionalisten betonen werden, daß die Bedeutung eines Ausdrucks dessen »Gebrauch *in der Sprache*« (Wittgenstein, PU, § 43) ist, also von einem Primat intersubjektiver Normen gegenüber

<sup>6</sup> Dummett 1991, 22, geht sogar noch einen Schritt weiter und erklärt die Ausdrücke ›theory of meaning‹ und ›philosophy of language‹ für synonym.

<sup>7</sup> Vgl. Davidson 1986, 446 sowie Kap. 3.1 dieser Arbeit.

einzelnen Idiolekten oder individuellen Absichten ausgehen, verhalten sich aus anti-konventionalistischer Sicht die Normen einer Sprache bestenfalls parasitär zum individuellen Gebrauch – und schlechtestenfalls gibt es diese gar nicht.

Eine endgültige Antwort auf die Frage, welche Rolle sprachliche Normen – sofern es diese gibt – innerhalb einer Bedeutungstheorie spielen und wie sich diese zu möglichen »Sprecher-Bedeutungen« verhalten, wird erst später versucht werden (Kap. 3). Dabei wird sich zeigen, daß Wittgensteins These, man könne nur in einer Sprache »etwas mit etwas meinen« (Wittgenstein, PU, § 35, Anm.) durchaus richtig ist; zumindest diejenigen Absichten, auf die sich der semantische Intentionalismus stützt, um den Begriff des Meinens oder des Kommunikationsversuchs zu explizieren, können nur Wesen haben, die eine relativ reichhaltige öffentliche Sprache beherrschen, so daß das Programm einer »agent semantics« unter einem recht offensichtlichen pragmatischen Zirkel leidet (Kap. 3.4). Strikt anti-normativistische Theorien werden hingegen im folgenden keine größere Rolle spielen, und zwar weil mir der beste Weg zur »Widerlegung« solcher Theorien darin zu bestehen scheint, einen tragfähigen konventionalistischen Ansatz vorzulegen, und dies heißt insbesondere: die (angenommenen) sprachlichen Regeln so zu rekonstruieren, daß *einerseits* die Gesamtheit unserer »normalen« Sprachspiele<sup>8</sup> erfaßt wird – und nicht lediglich das Segment des apophantischen Sprachgebrauchs – und daß *andererseits* deutlich wird, inwiefern solche Regeln zugleich eine bedeutungskonstitutive wie auch eine handlungsleitende Funktion aufweisen können (vgl. Kap. 5.1).

## 1.2 Die heutige Angebotslage im Überblick

Sprachphilosophische Fragestellungen führten aufgrund der bis in die Zeit Freges (teils auch weit darüber hinaus) üblichen Orientierung am »ontologischen« oder »mentalistischen« Paradigma (vgl. Schnädelbach 1991) lange Zeit eher ein Schattendasein, und auch diejenigen sprachphilosophischen Theorien, die bereits vor dem »linguistic turn« entwickelt wurden, sind faktisch in

---

<sup>8</sup> Mit dieser Einschränkung soll hervorgehoben werden, daß solche »randständigen« sprachlichen Praxen wie etwa die Verwendung von Metaphern oder der Bereich der Dichtung keine Rolle spielen werden. Diese Begrenzung scheint mir insofern legitim zu sein, als sich diese Praxen anscheinend parasitär zur Standardpraxis verhalten: Es ist schwer vorstellbar, wie man über die Fähigkeit zum Erzählen fingierter Geschichten verfügen könnte, wenn man nicht bereits mit der Praxis des Behauptens vertraut wäre; und ebenso scheint die Verwendung von (frischen) Metaphern – im Gegensatz zu Katachresen, die sich aufgrund ihrer Lexikalisierung ohnehin wie normale Ausdrücke verhalten – auf die Existenz intersubjektiver sprachlicher Normen angewiesen zu sein.



einem *sehr viel* höheren Maße »historisch« als in anderen Bereichen der Philosophie: Während man sich heute, ohne daß dies einen Etikettenschwindel darstellte, durchaus für eine aristotelische oder kantische Ethik aussprechen kann, ist mit einem Revival der Aristotelischen oder auch Lockeschen Bedeutungstheorie aus guten Gründen kaum zu rechnen. Von den (Groß-)Vätern der analytischen Philosophie wie Bolzano oder Frege mögen wir auch in den Details noch einiges lernen können; bei Autoren, die vor der Wende zur sprachanalytischen Philosophie gelebt haben, ist dies hingegen – vorsichtig formuliert – eher unwahrscheinlich. (Ausnahmen, die sich zudem bei näherem Hinsehen eventuell als Etikettenschwindel erweisen, bestätigten auch hier die Regel.)<sup>9</sup> Entsprechend sind (fast) alle umfassenden Bedeutungstheorien oder Lösungsversuche einzelner semantischer Probleme, die auch heute noch ernsthaft diskutiert werden, nicht mehr als rund anderthalb Jahrhunderte alt.

Im folgenden soll nun zur ersten Orientierung ein holzschnittartiger Überblick über diese Theorien gegeben werden. Dabei sollen nicht einfach sämtliche in der heutigen Debatte präsenten *Ismen* wie Verifikationismus, Inferentialismus, Intentionalismus usw. in chronologischer oder sonstiger Anordnung aufgeführt werden; vielmehr soll der Versuch unternommen werden, die eigentlichen Streitpunkte in Form einer Reihe zentraler bedeutungstheoretischer *Fragen* zu rekonstruieren, die teilweise voneinander logisch abhängig sind, teilweise jedoch gerade nicht: Einige sehr grundsätzliche bedeutungstheoretische Kontroversen sind unter Umständen auch dann noch offen, wenn man sich bereits auf einen bestimmten Ismus festgelegt hat. So wird zwar häufig von naturalistischen Bedeutungstheorien gesprochen; allerdings verhalten sich etliche bedeutungstheoretische »Ansätze« in bezug auf die Naturalismusproblematik relativ neutral. So kann man etwa den Intentionalismus gerade deswegen für eine attraktive Semantik halten, weil dieser zeigt, wie man Semantik auf Psychologie reduzieren kann, so daß mit einer Naturalisierung intentionaler Zustände wie Absichten zugleich eine Naturalisierung des Phänomens der Bedeutung gegeben wäre. Gleiches gilt für den Inferentialismus (sowie dessen theoretische »Bestandteile« Verifikationismus und Pragmatismus): Die inferentialistische Grundintuition, der zufolge der semantische Gehalt eines Zeichens durch »inferentielle Relationen« bestimmt wird, läßt sich – wie bei Brandom – normativistisch ausbuchstabieren; sie gestattet aber ebensosehr eine kausale Lesart, der zufolge die inferentielle Rolle psychischer oder lingualer Gehalte funktionalistisch, d. h. im Rückgriff

---

<sup>9</sup> So reiht sich etwa W. Davis (2003, 1–4) zwar explizit in die sprachphilosophische Tradition von Aristoteles bis Locke ein; tatsächlich aber präsentiert er eine stark an Grice orientierte intentionalistische Theorie, die lediglich »audience-directed intentions« (ebd., 7) weniger stark in den Vordergrund rückt.

auf kausal zu beschreibende Dispositionen zu explizieren wäre. Schließlich läßt sich auch die realistische Kernidee, daß die Existenz von Bedeutungen sich dem »Kontakt« mit einer vorsprachlich strukturierten Realität verdankt, sowohl in eine naturalistische wie auch eine anti-naturalistische Richtung entwickeln: Im ersten Fall wäre der *kausale* Kontakt mit der Umwelt ausschlaggebend; im zweiten etwa ein irreduzibles intentionales Gerichtetsein auf Objekte.

Zunächst seien die zentralen Fragen materialer wie auch terminologischer Art, die eine Bedeutungstheorie zu beantworten hat – die fünf »*quaestiones de significatione*« – im Überblick aufgeführt:

- (Q1) Sind einzelne Wörter oder Sätze (oder noch etwas Größeres) die primären Bedeutungsträger?
- (Q2) Ist Bedeutung naturalisierbar?
- (Q3) Kommt Bedeutung durch Wort-Welt-Relationen zustande?
- (Q4) Ist die intersubjektive Bedeutung oder die Sprecherbedeutung primär?
- (Q5) Wird Bedeutung durch Gründe oder Folgerungen einer Aussage konstituiert?

Die ersten beiden Fragen artikulieren Probleme, die von den übrigen weitgehend unabhängig sind: Daß sich das *Naturalismusproblem* – (Q2) – in bezug auf alle gängigen bedeutungstheoretischen Optionen stellt, wurde bereits erwähnt, und ähnliches gilt für das *Holismusproblem* (Q1): Der semantische Realismus etwa läßt sich wie in der sprachphilosophischen Tradition als eine naive, atomistische Referenztheorie ausarbeiten, aber ebenso als eine zumindest satzholistische wahrheitskonditionale Semantik. Nach Davidson (1967, 61) impliziert ein wahrheitskonditionaler Ansatz nicht nur, daß es Bedeutungen subsententialer Ausdrücke lediglich in dem Sinn gibt, daß einzelne Wörter einen »Beitrag« zur Bedeutung eines ganzen Satzes leisten können, sondern ebenso sehr einen radikaleren Holismus, dem zufolge Sätze »only in the context of the language« eine Bedeutung besitzen.

Demgegenüber scheint man mit den verschiedenen Varianten einer »Gebrauchstheorie« wenigstens auf einen Satzholismus verpflichtet zu sein, denn *gebraucht* werden ja nicht einzelne Wörter, sondern ganze Sätze, insofern wir eben nur mit diesen einen genuinen »Zug im Sprachspiel« (Wittgenstein, PU, § 22) machen können. Tatsächlich aber ist der Konnex zwischen Gebrauchstheorie und Satzholismus weit weniger klar – insbesondere weil die Rede von »primären Bedeutungsträgern« stark explikationsbedürftig ist. Je nachdem, wie ein gebrauchstheoretischer Ansatz näher ausgearbeitet wird, könnte sich ohne weiteres auch eine gewisse Affinität zum Atomismus ergeben. Man betrachte etwa eines der Musterbeispiele für eine möglicherweise bedeutungskonstitutive Regel:

- ( $\wedge$ E) Hat man in Abhängigkeit von einer Aussagenmenge  $M_1$  die Aussage  $\Gamma$  gewonnen und in Abhängigkeit von einer Aussagenmenge  $M_2$  die Aussage  $\Delta$ , so darf man in Abhängigkeit von  $M_1 \cup M_2$  die Aussage  $\Gamma \wedge \Delta$  folgern.<sup>10</sup>

Im Hinblick auf ( $\wedge$ E) läßt sich gut aufzeigen, daß eine (hier: verifikationistische oder inferentialistische) Gebrauchstheorie sowohl atomistische, molekularistische wie auch holistische Momente – natürlich jeweils in verschiedenen Hinsichten – aufweisen kann. Orientiert man sich an Regeln des Typs ( $\wedge$ E), so mag man einen *Molekularismus* oder Satzholismus zumindest in dem trivialen Sinne vertreten, daß ›und‹ kein Satz ist und unter normalen Bedingungen nicht zum Vollzug eines Sprechaktes geeignet ist. In diesem Sinne wäre der ganze Satz der primäre Bedeutungsträger. *Atomistisch* ist eine solche Konzeption, insofern die Regel – die ja das implizite Wissen eines kompetenten Sprechers um die Bedeutung von ›und‹ explizit machen soll – eben nicht einen ganzen Satz in seinem semantischen Gehalt normiert, sondern (partiell) einen einzigen logischen Operator, und in dieser Hinsicht wären subsententiale Ausdrücke die primären Bedeutungsträger. Vergegenwärtigt man sich nun des weiteren, daß das logische Vokabular so etwas wie ein »semantisches Feld« bildet – man kann sich schwer vorstellen, daß ein Akteur nur die Bedeutung eines einzelnen Operators kennt – und daß es Fälle wie die Peircesche Implikation  $((\Gamma \rightarrow \Delta) \rightarrow \Gamma) \rightarrow \Gamma$  gibt, in denen ein Beweis für ein Theorem, das › $\rightarrow$ ‹ als einzigen Operator enthält, nur möglich ist, wenn man die klassische Negationsbeseitigungsregel, also die bedeutungskonstitutive Regel für einen ganz anderen Operator heranzieht, dann wird klar, daß ein solcher Ansatz auch *holistische* Momente aufweisen wird: In vielen Fällen werden wir die Bedeutung eines Ausdrucks nur dann (vollständig) verstehen, wenn wir die Bedeutung gewisser anderer Ausdrücke kennen.<sup>11</sup>

Damit dürfte deutlich sein, daß die Frage, wie atomistisch, molekularistisch oder holistisch eine adäquate Bedeutungstheorie zu sein hat – und jeweils: in welcher Hinsicht – zumindest *prima facie* nichts mit der Unterscheidung realistischer und gebrauchstheoretischer Ansätze zu tun hat. Die übrigen Fragen sind demgegenüber so organisiert, daß logische Abhängigkeiten zwischen den Fragen bestehen. Wird die Frage

- (Q3) Kommt Bedeutung durch Wort-Welt-Relationen zustande?

affirmativ beantwortet, so bewegt man sich im Bereich *realistischer* oder – mit Brandom (2000, 45–46) gesprochen – *repräsentationalistischer* Bedeutungs-

<sup>10</sup> Vgl. für einen solchen Rekonstruktionsvorschlag Hinst 1982; ähnlich Siegwart 1997, 33–68.

<sup>11</sup> Damit zeichnet sich das Desiderat ab, die verschiedenen Hinsichten, in denen Bedeutungstheorien holistisch sein können, systematisch genauer zu untersuchen. Einige tentative Überlegungen finden sich in Sander 2002, 297–310.

theorien. Eine realistische Semantik basiert auf dem einfachen Gedanken, daß der Bezug sprachlicher Entitäten auf Gegebenheiten in der Welt bzw. allgemeiner die Repräsentation der Welt mittels der Sprache wenigstens das *grundlegende* semantische Phänomen darstellt. Die verschiedenen Varianten eines solchen Ansatzes unterscheiden sich nicht zuletzt durch verschiedene Antworten auf die Frage (Q1): Während sich viele traditionelle Bedeutungstheorien (etwa die von Aristoteles, der ihm folgenden Scholastiker oder die von Locke) als *referentialistisch* bezeichnen lassen, insofern hier – durchaus atomistisch – die Referenz einzelner Wörter auf Dinge bzw. psychische Zustände als Repräsentationen von Dingen im Vordergrund steht, ist der heutige Standard im Bereich realistischer Semantiken, nämlich der *wahrheitskonditionale* Ansatz, nicht auf den Gedanken festgelegt, daß subsententiale Ausdrücke überhaupt eine »eigenständige« Bedeutung besitzen. Man kann sogar die Pointe einer Semantik der Wahrheitsbedingungen gerade in dem Versuch sehen, die Probleme naiver referentialistischer Theorien zu vermeiden und dennoch an dem Gedanken eines »mirroring nature« (Lycan 2000, 136) festzuhalten. Zwar hat eine wahrheitskonditionale »meaning theory«<sup>12</sup> insofern ein atomistisches Flair, als die Wahrheitsbedingungen ganzer Sätze spezifiziert werden, indem gemäß dem Modell einer Interpretationssemantik zunächst subsententialen Ausdrücken ein semantischer Wert zugewiesen wird. Dies bedeutet jedoch *erstens* nicht, daß *alle* subsententialen Ausdrücke als Namen irgendwelcher Entitäten verstanden werden müßten<sup>13</sup>, und *zweitens* ist zwar die »meaning theory« einer bestimmten Sprache L tendenziell atomistisch; *bei der Konstruktion* einer solchen Theorie, d. h. auf der Ebene der Interpretation einzelner Äußerungen, ist hingegen ein Fregesches Kontextprinzip in Kraft: Wir verstehen – so Davidson (1967, 61) – »the meaning of each item in the structure [d. h. die Bedeutung einzelner Wörter] only as an abstraction from the totality of sentences in which it features.« Damit ergibt sich im Hinblick auf die Holismusproblematik bei wahrheitskonditionalen Bedeutungstheorien (in der Davidsonschen Ausprägung) ein ähnliches Resultat wie bei verifikationistischen Ansätzen: Atomismus, Molekularismus und Holismus können dann völlig kompatibel sein,

<sup>12</sup> Zum Terminus »meaning theory« vgl. Dummett 1991, 22: Während unter einer »theory of meaning« eine philosophische Disziplin zu verstehen ist, handelt es sich bei einer »meaning theory« um eine (in Teilen empirische) Theorie, die den Anspruch erhebt, die Bedeutungen der Wörter und Sätze einer bestimmten Sprache L zu spezifizieren.

<sup>13</sup> Davidson 1967, 59, führt dies exemplarisch anhand des Funktors »der-Vater-von ...« vor. Ein weiteres Standardbeispiel sind logische Operatoren, die – so Wittgenstein (TLP 4.0312) – eben nicht »vertreten«, sondern nur bestimmen, in welcher Weise der Wahrheitswert eines logisch komplexen Satzes von der Wahrheit der atomaren Sätze abhängig ist.

wenn sie sich auf unterschiedliche Aspekte einer Bedeutungstheorie beziehen.<sup>14</sup>

Bestreitet man, daß Bedeutungen durch Wort-Welt-Relationen konstituiert werden, liegt es nahe, die Alternative in einer *Gebrauchstheorie* zu sehen. Für den Gebrauchstheoretiker ist nicht die repräsentationale Funktion von Ausdrücken sinnstiftend, sondern bestimmte Aspekte ihres Gebrauchs. Die erste Frage, die sich für einen solchen Ansatz stellt, ist, ob man unter dem »Gebrauch« eines Ausdrucks die Verwendung eines Zeichens durch einen einzelnen Akteur versteht oder vielmehr eine gemeinschaftliche Gepflogenheit. Wer auf die Frage:

(Q4) Ist die intersubjektive Bedeutung oder die Sprecherbedeutung primär?

mit »Die Sprecherbedeutung!« antwortet, legt sich auf eine *intentionalistische Semantik* fest. Für den Intentionalisten ist die Sprecherbedeutung, d. h. das individuelle Meinen bzw. die individuellen Kommunikationsversuche in dem Sinne primär, als in der Explikationsordnung zunächst das – wie oben gesagt wurde – akteursbezogene semantische Vokabular einzuführen ist und erst im Rückgriff hierauf der Begriff der intersubjektiven Bedeutung. Der *Konventionalist* wird oder kann demgegenüber gleichfalls akzeptieren, daß in manchen Fällen die Intentionen eines Sprechers für den Gehalt einer Äußerung relevant sein können, aber die These vertreten, daß sich zumindest die komplexen Intentionen, auf die sich Grice in seiner Explikation von »meinen« stützt, parasitär zur intersubjektiven sprachlichen Bedeutung verhalten. Im Gegensatz zu repräsentationalistischen Ansätzen ist es aber nicht die Relation zwischen den Akteuren und einer von diesen unabhängigen Welt, durch den geteilte Gehalte konstituiert werden, sondern das in der jeweiligen Sprache enthaltene System semantischer Regeln. Die sich anschließende Frage

(Q5) Wird Bedeutung durch Gründe oder Folgerungen einer Aussage konstituiert?

hat es nun mit dem Problem zu tun, wie solche Regeln *material* zu charakterisieren sind: Für den *Verifikationismus*, wie er von Mitgliedern des Wiener Kreises, vom mittleren Wittgenstein wie auch zeitweise von M. Dummett

---

<sup>14</sup> Zur Frage, wie sich im Rahmen der Theorie Davidsons das »atomistische« Kompositionitätsprinzip zum »molekularistischen« Kontextprinzip verhält, vgl. auch Rott 2000. – Daß hier auf Davidson im Rahmen *realistischer* wahrheitskonditionaler Semantiken eingegangen wird, ist insofern etwas problematisch, als sich sein philosophischer Ansatz in der Realismus/Anti-Realismus-Kontroverse nur schwer einordnen läßt. In jedem Fall aber vertritt er eine anti-anti-realistische Position; d. h. seine wahrheitskonditionale Semantik wird nicht verifikationistisch gedeutet.

vertreten wurde, sind für den semantischen Gehalt einer Aussage ausschließlich die möglichen *Gründe* relevant: Ein Sprecher hat eine Aussage  $\Gamma$  dann verstanden, wenn er weiß, wie  $\Gamma$  verifiziert oder bewiesen werden kann.

Demgegenüber kann man eine Theorie, die ausschließlich die Folgen einer Aussage für bedeutungskonstitutiv hält, mit Dummett (1991, 211) als semantischen *Pragmatismus* bezeichnen. Dabei ist gleich darauf hinzuweisen, daß erhebliche Zweifel bestehen, ob der historische Pragmatismus, wie er v. a. von C. S. Peirce entwickelt wurde, tatsächlich eine pragmatistische Semantik im erwähnten Sinne vertritt. Peirce hat in der Tat immer wieder die These vertreten, daß es die »Konsequenzen« bestimmter Ausdrücke sind, die dessen semantischen Gehalt konstituieren und im Rückgriff auf die auch zwischen sinnlosen und sinnvollen Ausdrücken unterschieden werden kann.<sup>15</sup> So heißt es im frühen Aufsatz »How to Make Our Ideas Clear«:

Consider what effects, which might conceivably have practical bearings, we conceive the object of our conception to have. Then, our conception of these effects is the whole of our conception of the object. (Peirce 1878, CP 5.402)

Und ganz ähnlich im späteren Text »What Pragmatism Is«:

[...] a conception, that is, the rational purport of a word or other expression, lies exclusively in its conceivable bearing upon the conduct of life; so that, [...] if one can define accurately all the conceivable experimental phenomena which the affirmation or denial of a concept could imply, one will have therein a complete definition of the concept, and there is absolutely nothing more in it [...]. (Peirce 1905, CP 5.412)

Bei näherem Hinsehen zeigt sich in der Peirceschen Bedeutungstheorie jedoch eine recht starke Affinität zum Verifikationismus.<sup>16</sup> Die »Konsequenzen« (»effects«, »bearing upon the conduct of life«), von denen er spricht, sind nämlich nicht oder zumindest nicht primär deduktive *Konsequenzen* einer Aussage, d. h. deren »nach vorne gerichtetes« inferentielles Potential, vielmehr steht bei Peirce – entsprechend seiner Orientierung an der experimentellen Praxis – die nachträgliche *Verifikation* gewisser Hypothesen, d. h. die Auswirkungen auf *mögliche Erfahrungen* im Vordergrund: Wenn man, um ein Beispiel Peirce' (1878, CP5.403) aufzugreifen, einen Gegenstand a als hart bezeichnet, so bestehen die »conceived effects« eben darin, daß man mit a in der Lage sein wird, viele andere Gegenstände zu ritzen. In einem solchen Fall wird man zwar *auch* eine materiale Folgerungsregel ansetzen können, die es uns gestattet, von Aussagen des Typs »a ist hart« zu Aussagen

<sup>15</sup> Vgl. zu diesem Aspekt etwa Peirce' (1878, CP 5.401) Auseinandersetzung mit der Transsubstantiationslehre, die er als »senseless jargon« verwirft.

<sup>16</sup> Vgl. zur Affinität zwischen Peirce und dem Verifikationismus auch Misak 1995, 97–127, v. a. 99–104.

des Typs »a ritzt viele andere Gegenstände« überzugehen, und so verstanden hätte man es durchaus auch mit einer materialen Konsequenz zu tun. Dies gilt jedoch plausiblerweise nur deswegen, weil die Folgerung ohnehin in beide Richtungen läuft: Ein Gegenstand ist hart *genau dann, wenn er* (hinreichend viele) andere Gegenstände ritzt. Da uns jedoch die Härte eines Gegenstandes nur über dessen Ritzverhalten o. ä. (und eben nicht direkt) zugänglich ist, ist klar, daß zwar das Ritzverhalten ein Grund oder ein Kriterium für die Härte sein kann, nicht aber die Härte ein Grund (wohl aber vielleicht eine Ursache) für das Ritzverhalten. Peirce' »pragmatistische« Semantik scheint also einfach auf die These hinauszulaufen, daß wir den Gehalt eines Satzes – spezifischer: einer wissenschaftlichen Hypothese – dann erfaßt haben, wenn wir wissen, welche möglichen Beobachtungen die Hypothese stützen würden, und eine solche These ist nicht allzu weit vom verifikationistischen Sinnkriterium entfernt.

Wie nun auch immer die korrekte Interpretation der bedeutungstheoretischen Überlegungen Peirce' oder anderer Pragmatisten aussehen mag – in jedem Fall *kann* man für die These argumentieren, daß ausschließlich die materialen oder logischen Konsequenzen von Aussagen bedeutungskonstitutiv sind oder daß zumindest die Folgen bedeutungstheoretisch relevanter sind als die Gründe, und solche Theorien als Pragmatismus bezeichnen. Ein Beispiel für eine solche These findet sich innerhalb der Debatte um die genaue Ausgestaltung einer beweistheoretischen Semantik logischen Vokabulars: Während Gentzen meint, daß sich die Einführungsregeln für einen Operator als eine Art von »Definition« ansehen lassen, also bedeutungskonstitutiv sind, während die Beseitigungsregeln »letzten Endes nur Konsequenzen hiervon« (Gentzen 1934/35, 189) darstellen, was auf eine verifikationistische Semantik logischer Ausdrücke hinausläuft, spielt Dummett in *The Logical Basis of Metaphysics* an einer Stelle mit dem Gedanken einer »pragmatist meaning-theory« (1991, 280), der zufolge es eben – was in bezug auf einige Operatoren auch durchaus plausibel ist – die Beseitigungsregeln wären, die wir als bedeutungskonstitutiv und als »self-justifying« betrachten können und unter Rekurs auf die dann eine beweistheoretische Rechtfertigung der Einführungsregeln möglich wäre.

Schließlich kann man – um beim Beispiel der Semantik für logische Operatoren zu bleiben – die These vertreten, daß weder die Einführungs- noch die Beseitigungsregeln in irgendeinem Sinne semantisch primär sind, sondern erst zusammen die Bedeutung eines Operators bestimmen. So schreibt etwa Schröder-Heister (1981, 15), daß »die Beseitigungsregeln genauso direkt für die Bedeutung einer Aussage verantwortlich sind wie die Einführungsregeln.« Weitet man eine solche Behauptung auf sämtliche Ausdrücke von natürlichen Sprachen aus, so vertritt man einen semantischen *Inferentialismus*, dem zufolge es das *gesamte* inferentielle Potential eines Ausdrucks ist,

das dessen Bedeutung konstituiert: Um den semantischen Gehalt etwa eines empirischen Prädikators wie ›... ist ein Tiger‹ zu erfassen, ist es weder hinreichend, bloß die Tiger-Einführungsregel zu kennen, die einem sagt, unter welchen Bedingungen ein Gegenstand als Tiger bezeichnet werden darf, noch genügt die Kenntnis der Tiger-Beseitigungsregel(n), die z. B. bestimmen, daß von der Aussage ›a ist ein Tiger‹ zu ›a ist ein Säugetier‹ übergegangen werden darf; vielmehr gehört zur umfassenden semantischen Kompetenz das Erfassen aller Regeln beider Typen. Damit wären der Pragmatismus wie auch der Verifikationismus als »one-sided theories of meaning« (Brandom 1994, 121) einzustufen, deren Fehler gerade darin bestünde, daß sie jeweils lediglich *einen* Aspekt des semantischen Gehalts von Ausdrücken berücksichtigen.<sup>17</sup>

Auch Dummetts Bedeutungstheorie, auf die sich Brandom ja als Vorbild beruft<sup>18</sup>, kann in einem gewissen Sinne als inferentialistisch bezeichnet werden. So schreibt Dummett, daß es »three fundamental features of use« (Dummett 2004, 23) gebe, und neben dem pragmatischen Witz (»point«) bestimmter Redemittel sind dies einerseits die Gründe, andererseits die Folgen einer Äußerung. Daß nun Dummett trotz dieses klaren Zugeständnisses an inferentialistische Intuitionen in seinen bedeutungstheoretischen Überlegungen eher als Verifikationist bzw. als Justifikationist erscheint, hängt damit zusammen, daß aus seiner Sicht von der Frage »Verifikationismus oder Pragmatismus?« letztlich nichts abhängt, insofern nämlich die Einführungs- und Beseitigungsregeln ohnehin in »Harmonie« zueinander stehen müssen:

If such harmony prevails, then one of the two fundamental features of use will be derivable from the other, and the meanings of individual words and sentences of the language can be given in terms of either such feature. (Dummett 2004, 25–26)

Auf diese These wird in Kap. 4.3 noch ausführlicher einzugehen sein. Hier sei nur kurz darauf hingewiesen, daß – was auch Dummett (2004, 26) konzediert – Harmonie allenfalls eine Eigenschaft »idealer« Sprachen ist und daß auch nur für einen »idealen« Sprecher die Unterscheidung von Gründen

<sup>17</sup> Es sei angemerkt, daß der gegenwärtig prominenteste Vertreter des Inferentialismus, nämlich R. Brandom, nur mit Problemen in die hier vorgeschlagene Klassifikation paßt. Brandom lehnt den Intentionalismus klar ab, ist aber auch nicht wirklich als Konventionalist zu bezeichnen, insofern bei ihm nicht das Verhältnis zwischen Individuum und (Sprach-)Gemeinschaft im Vordergrund steht, sondern das Verhältnis zwischen verschiedenen Individuen: Fundamental sind nicht »I-we relations«, sondern »I-thou relations«, so daß Normen in einem gewissen Sinne im Auge des jeweiligen Betrachters oder »score-keepers« liegen (»norms are in an important sense in the eye of the beholder«, Brandom 1994, 25). Angesichts von Brandoms Ablehnung der analytisch/synthetisch-Unterscheidung (vgl. Kap. 4.5) läßt sich sogar die Frage aufwerfen, ob Brandoms philosophisches Projekt überhaupt noch als eine Bedeutungstheorie im üblichen Sinne aufzufassen ist oder nicht eher als eine Theorie der »Gehalte« im allgemeinsten Sinne.

<sup>18</sup> Vgl. Brandom 2000, 45, wo Dummett als »sage of Oxford« bezeichnet wird.



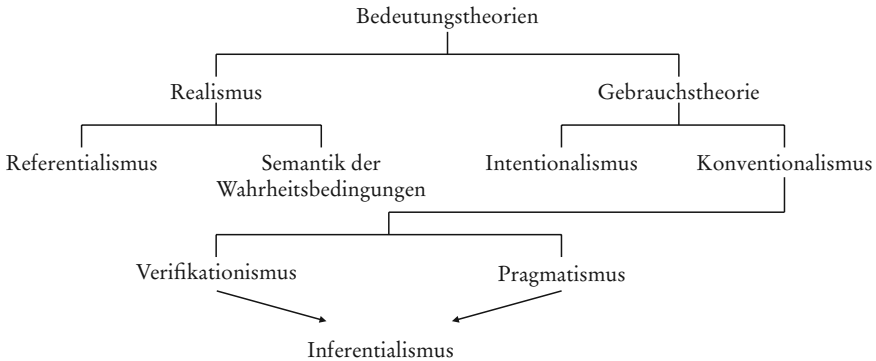
und Folgen einer Aussage irrelevant wäre. Natürliche Sprachen enthalten nämlich *einerseits* etwa pejorative Ausdrücke wie das englische Wort ›Boche‹, deren Einführungs- und Beseitigungsregeln nicht harmonisch sind, die aber problemlos verwendet und in ihrem semantischen Gehalt erfaßt werden. Dummett mag durchaus Recht haben, daß eine Sprache, die derartige Ausdrücke enthält, reformbedürftig ist – dies ändert jedoch nichts daran, daß eine »meaning theory« für Sprachen wie Deutsch oder Englisch disharmonische Regeln schlicht zu berücksichtigen hätte. *Andererseits* ist auf ein Problem hinzuweisen, das sich vor dem Hintergrund des anti-realistischen »Manifestationsprinzips« ergibt: Dummett weist zu Recht darauf hin, daß eine Bedeutungstheorie, die einem Sprecher ein »implizites Wissen« zuschreibt, in jedem Fall anzugeben hat, worin das Wissen um die Bedeutung von Ausdrücken besteht, d. h. wie sich dieses Wissen im sprachlichen oder nicht-sprachlichen Handeln manifestieren kann (vgl. Dummett 1976, 37), und im Hinblick auf die Manifestation sprachlicher Kompetenz spielt die Unterscheidung von Gründen und Folgen eine erhebliche Rolle: Manche völlig verständlichen Sätze sind derart, daß wir faktisch oder prinzipiell keine Gründe für sie anführen können: Dazu gehören etwa Axiome einer Theorie, die ja *per definitionem* nicht begründet werden, wie auch *pro tempore* unentscheidbare Sätze: Unser Wissen um den semantischen Gehalt der Goldbachschen Vermutung oder über den Sinn historischer Sätze, für die wir keine Gründe angeben können, kann sich nicht hinreichend spezifisch in einer Verifikationskompetenz manifestieren; demgegenüber kann ein Sprecher ohne weiteres Folgerungen aus solchen Sätzen angeben und dadurch seine semantische Kompetenz unter Beweis stellen (vgl. Kap. 2.3). Grundsätzlich kann also die Frage

(Q5) Wird Bedeutung durch Gründe oder Folgerungen einer Aussage konstituiert?

sogar in vier Weisen beantwortet werden: ›Nur durch Gründe‹ (Verifikationismus); ›Nur durch Folgerungen‹ (Pragmatismus); ›Sowohl durch Gründe wie auch durch Folgerungen‹ (Inferentialismus); und schließlich ›Durch Gründe oder durch Folgerungen – es spielt keine Rolle‹ (Dummettscher »Justifikationismus«).

### 1.3 Der Weg und das Ziel

Auf der Basis der Überlegungen aus dem letzten Unterkapitel läßt sich nun – unter Vernachlässigung einiger Details – eine grobe Karte der prominentesten semantischen Theorien entwickeln:



Der bedeutungstheoretische Ansatz, für den in dieser Arbeit argumentiert werden soll und den ich als *semantischen Prozeduralismus* bezeichnen möchte, ist im obigen Diagramm nicht verzeichnet. Der Grundgedanke einer solchen Semantik besteht – grob gesagt – darin, daß man eine plausible Gebrauchstheorie der Bedeutung entwickeln kann, indem man den Inferentialismus konsequent mit sprechakttheoretischen Überlegungen kombiniert. Damit – so die These – wird es insbesondere möglich, eine Semantik nicht nur als eine Theorie propositionaler Gehalte, also als eine Theorie des Sinns von Aussagen zu entwickeln, sondern zugleich als eine Theorie illokutionärer Kräfte.

Es ist unkontrovers, daß zur *sprachlichen* Kompetenz eines Akteurs auch das Wissen gehört, daß etwa die beiden Sätze ›Regnet es?‹ und ›Es regnet‹ in unterschiedlichen Weisen *verwendet* werden; strittig ist hingegen, ob dieses Wissen genuin *semantischer* Art ist oder ob es sich um eine Kenntnis bestimmter *pragmatischer* Regeln handelt. Insofern Sprechakte, und zwar auch apophantische Akte wie Behauptungen, keine Wahrheitsbedingungen haben, ist es vor dem Hintergrund eines wahrheitskonditionalen Ansatzes (unabhängig davon, ob man von einem realistischen oder einem epistemischen Wahrheitsbegriff ausgeht) fast schon unumgänglich, den Unterschied zwischen den beiden Sätzen als einen »bloß pragmatischen« einzustufen und damit tendenziell auf eine Stufe mit der Konvention zu stellen, daß man auf Beerdigungen keine Witze zu erzählen hat (vgl. auch Kap. 2.2). Es ist nun nicht weiter verwunderlich, daß sich Anhänger einer *realistischen* Semantik der Wahrheitsbedingungen, der zufolge ja Bedeutung wesentlich mit der Repräsentation einer außersprachlichen Wirklichkeit zu tun hat, wenig für

die unterschiedlichen kommunikativen Funktionen der Sprache interessieren. Erstaunlich ist vielmehr, daß dies in gleicher Weise für Autoren wie Dummett oder Brandom gilt, die sich explizit in die Wittgensteinianische Tradition einreihen. Während der späte Wittgenstein realistischen Ansätzen entgegenhält, daß diese der »Mannigfaltigkeit der Sprachspiele« (PU, § 23), der Existenz eines sprachlichen »Werkzeugkastens« (PU, § 11) mit ganz verschiedenen Funktionen nicht Rechnung tragen können, spielt diese Einsicht bei vielen späteren »Wittgensteinianern« praktisch keine Rolle mehr. Dummett hat zwar mehrfach die These vertreten, daß eine umfassende Bedeutungstheorie aus zwei größeren Teilen bestehen muß: erstens aus einer Theorie des Sinns und der Bedeutung und zweitens aus einer hierauf basierenden Theorie der Kraft (vgl. etwa Dummett 1976, 40); in seinen Arbeiten finden sich allerdings nirgends Überlegungen, die man – selbst mit viel Wohlwollen – als eine *Theorie* illokutionärer Modi bezeichnen könnte.<sup>19</sup> Noch enttäuschender ist in dieser Hinsicht Brandom, dessen »theory of force« im wesentlichen aus einer mehr als problematischen (vgl. Kap. 4.4) Argumentation für die These, daß Behauptungen die wichtigsten Sprechakte darstellen, besteht.

Während sich nun bei den meisten »normalen« Bedeutungstheoretikern – etwa bei Anhängern einer wahrheitskonditionalen Semantik – erhebliche Defizite hinsichtlich der Theorie illokutionärer Kräfte abzeichnen, wird umgekehrt von orthodoxen Sprechakttheoretikern nur selten der Versuch gemacht, das semantische Potential einer Theorie sprachlichen Handelns genauer zu entfalten. Bei Austin werden die Überlegungen zur Thematik, wie man etwas mit Wörtern tun kann, weitgehend von bedeutungstheoretischen Fragen abgekoppelt. Er hält lediglich fest, daß der Vollzug eines illokutionären Aktes mit dem Vollzug eines »rhetischen« Aktes einherzugehen hat: Wenn wir etwas sagen, so gebrauchen wir Wörter »with a certain more or less definite ›sense‹ and a more or less definite ›reference‹« (Austin 1962, 93). Was es aber heißt, den Sinn und die Bedeutung eines Ausdrucks zu kennen, wird von Austin in keiner Weise diskutiert. Seine Sprechakttheorie setzt somit eine Bedeutungstheorie voraus und trägt nicht dazu bei, eine solche zu entwickeln.

Bei Searle wird demgegenüber eine systematische Verbindung zwischen Sprechakttheorie und Semantik unterstellt; die Bedeutung von Ausdrücken wird durch die jeweils einschlägigen Regeln konstituiert: »The meaning of a sentence is determined by rules« (Searle 1969, 48). Dabei untersucht Searle zwar ausführlich die jeweiligen Regeln für den Vollzug bestimmter illokutionärer Akte (ebd., 64–71); Sinn und Bedeutung der jeweiligen propositionalen Gehalte werden dabei aber stets als bekannt vorausgesetzt. Searle rekon-

<sup>19</sup> Am ausführlichsten geht Dummett wohl in *The Logical Basis of Metaphysics* auf diese Probleme ein: 1991, 113–121.